GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Strukturalismus und Ideologie

Bindseil, Ilse

1983

https://doi.org/10.25595/669

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bindseil, Ilse: *Strukturalismus und Ideologie*, in: Feministische Studien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 2 (1983) Nr: 2, 158-160. DOI: https://doi.org/10.25595/669.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Walter de Gruyter Verlag.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.1515/fs-1983-0213

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

lie Rentmeister, *Wandel der Wirklichkeit*, Sendung des NDR (Funkhaus Hannover), 5. 12. 1982

2 Siehe u.a. Schwerpunkt: „Berechnen oder begreifen? – Feministische Kritik an Naturwissenschaft und Technik", in: *Wechselwirkung*, Nr. 8, Februar 1981; Carolyn Merchant, *The Death of Nature – Women, Ecology and the Scientific Revolution*, San Francisco u.a. 1980.

3 Joseph Weizenbaum, Vortrag auf der Konferenz „Angst vor der Wissenschaft", Berlin 1979, abgedruckt in: *Wechselwirkung*, Nr. 4, Februar 1980.

Ilse Bindseil

Strukturalismus und Ideologie

Wenn ich das Unbehagen, das mich bei der Lektüre von Heide Göttner-Abendroths Aufsatz erfaßt hat, in Begriffe zu fassen versuche, dann reduziert es sich für mich im wesentlichen auf einen doppelten Verdacht, und ich denke, daß dieser doppelte Verdacht zentral ist für die Definition und Einschätzung feministischer Wissenschaft: Erstens habe ich den Verdacht, daß Heide Göttner-Abendroth mit ihrer matriarchalen Mythologie einen Bereich positiver Wissenschaft etabliert, der für sie selbst der Selbstkritik und ideologiekritischen Reflexion entzogen ist. Und ich habe, zweitens, den Verdacht, daß diese positive Wissenschaft Produkt und Teil des Strukturalismus – insbesondere der strukturalen Anthropologie französischer Provenienz (Vgl. den gleichnamigen Titel von Lévi-Strauss, dtsch.: Ffm. 1967) – ist, der einerseits höchst unfeministisch und andererseits in der Tat höchst ideologieverdächtig ist. Mit einem Wort, das beide Verdachtsmomente zusammenfaßt: Ich fürchte, daß Heide Göttner-Abendroth einer Wissenschaft anhängt, die, anstatt Widerstand und unerbittliche Kritik zu ermöglichen und zu fördern – was ich unter Feminismus verstehe –, im Gegenteil auf Zersetzung des gesellschaftlichen Widerstandspotentials aus ist und dafür mit Ersatzbefriedigungen in entfremdeten – hier: matriarchalen, mythologischen – Zusammenhängen winkt.

Das fängt mit dem vermeintlich einfachen Bericht- oder Erzählstil an, der, alles andere als das schlichte Transportmittel der lauteren Wahrheit, in Wirklichkeit die avancierteste Technik des modernen Historikers ist, das *‚telling stories'* (Danto), bei dem die Wahrheitsfrage längst als absurd zu den Akten gelegt ist – wobei Heide Göttner-Abendroth, auf den Spuren eines, von ihr allerdings in den akademischen Positivismus förmlich zurückgezwungenen Ranke-Graves, den Absurdismus kappt und eine schlichte sound-nicht-anders-ist-es-gewesen-Wahrheit retabliert. Weiter geht es mit dem Befund einer, in Wahrheit nur Strukturalisten erstaunlichen Regelhaftigkeit, die das, was in seiner Bedeutung erklärt werden soll, qua Regelhaftigkeit zum Bedeutenden erklärt: So waren die Tänze der Mondpriesterinnen „nicht regellos", und sie fanden auch „nicht irgendwann" und „auch nicht irgendwo im Gelände" (S. 106) statt, wobei das strukturalistische Bestaunen der Ordnung mehr will, als nur diese selbst erklären. Es signalisiert vielmehr: Achtung, hier findet Mythos statt oder, wie es – vielleicht in Anlehnung an Weinrichs *Tempus*-Buch der 60er Jahre – heißt, „getanzte Zeit" (S. 106).

Die strukturalisierende Tendenz setzt sich fort in dem ethnologischen Blick auf uns selbst als die „damals abgelegenen Zonen Frankreich, England, Deutschland, Skandinavien, Rußland" (S. 107). Diesem ethnologischen Blick korrespondiert der alltagsethnologische Blick, der zeigt, daß nicht nur das Nächste das Fernste, sondern auch dies Nächste das im ethnologischen Sinn Merkwürdigste ist: die Spuren einer „qualitativen Zeit" (S. 110) beispielsweise, die „vagen Begriffe ‚vormittags', ‚nachmittags', ‚abends', ‚um Mitternacht'" (ebd.), die sich den „Händen der Wissenschaftler, Techniker und Admiräle" (ebd.) entzogen. Diese Spuren sind in vielfacher Hinsicht gesellschaftlich harmlos und ungefährlich. Sie behaupten, erstens, daß sie die gesellschaftliche Wahrheit bergen, zweitens, daß die Wahrheit nur noch in Spuren vorhanden sei, drittens, daß diese Wahrheit in spurenförmiger Weise das Ganze, freilich ein höchst reduziertes Ganzes, darstelle: die „‚biologische Uhr'" (S. 112) beispielsweise, die mit „Unwohlsein, Schlaflosigkeit, Nervosität" (ebd.) protestiert, wo es zu Verstößen gegen den von ihr verkörperten Grundrhythmus kommt – so als wäre nicht die „menschenfeindliche Maschinen-Zeit" (S. 113) der gesellschaftliche Grundrhythmus und, was mit „Unwohlsein, Schlaflosigkeit, Nervosität" reagiert, der durch

die Maschine längst zugerichtete Störfaktor Mensch. Entsprechend zielt die „biologische Uhr" ebenso wie die „‚innere Uhr' von Frauen" (S. 112) nicht auf Widerspruch, Konflikt, Aufstand, Widerstand, um es einmal ganz altmodisch auszudrücken: Klassenkampf, sondern auf ‚Ausgleich' und ‚Beruhigung' (vgl. ebd.).

Die Pointe des Aufsatzes – und hier hinkt Heide Göttner-Abendroth beileibe nicht mehr hinter den strukturalisierenden Wissenschaften her, sondern eilt ihnen eher ‚voraus' – ist die Identität von Magie und Wissenschaft, damals, in matriarchaler Vorzeit, und heute, in der post-Einsteinschen Physik. Wobei es bei der matriarchalen Mythologie eher darauf ankommt, die evidente Mythologie mit naturwissenschaftlicher „Beobachtung und Brechung" (S. 107) zu harmonisieren, bei der modernsten Physik dagegen umgekehrt, den Umschlag der „patriarchalisierten Zeit" (vgl. S. 108f.) in Mythologie festzuhalten. An diesem Punkt sticht das Fehlen jedes ideologiekritischen Zweifels besonders ins Auge; denn so unbefragt Heide Göttner-Abendroth die erzählbare Existenz der matriarchalen mythologischen Frühgeschichte läßt, so unbefragt läßt sie die patriarchale Aufhebung der patriarchalisierten Zeit in der nach-Einsteinschen Physik. So „kühn" (S. 114) ist es unter diesen Auspizien nicht, im Zeitbegriff der modernen Physik die „spiralförmige Zeit" (ebd.) des Matriarchats wiederzuerkennen, wenn auch das Aufeinandertreffen in dieser Konstruktion von einerseits strenger, um nicht zu sagen magischer Wissenschaftsgläubigkeit und andererseits eher salopper, spielerischer Wissenschaftsmagie erstaunt.

Manches, was im Zusammenhang des „Urania"-Aufsatzes nur angedeutet ist, ist in Heide Göttner-Abendroths systematischem Aufriß „Matriarchale Mythologie" (In: Brigitte Wartmann [Hrsg.], *Weiblich-Männlich. Kulturgeschichtliche Spuren einer verdrängten Weiblichkeit*, Berlin 1980, darin S. 202–239; die folgenden Zitate stammen aus diesem Aufsatz.) bis zur Vergröberung deutlich. Wohlgemerkt, nicht, daß sie sich „unumwunden" (S. 202) zu ihrer Konstruktion eines frühgeschichtlichen Matriarchats bekennt, scheint mir bedenklich zu sein, sondern daß sie den Konstruktionscharakter ihrer Konstruktion nicht wahrt. Zu seinen Konstruktionen sollte man sich freilich „unumwunden" bekennen. Für Heide Göttner-Abendroth bedeutet dieses Bekenntnis jedoch nicht eine Parteinahme für die theoretische Tendenz ihrer Konstruktion. Es weist vielmehr auf die einfache Existenz, die materiale Unmittelbarkeit, des von ihr keineswegs in eine regelrechte Konstruktion, sondern wie alles ‚einfache' Wissen in eine bloße Hypothese gekleideten Matriarchats hin. Diese Hypothese wird dann mit dem rechten wissenschaftlichen Verfahren erwiesen.

Ein unbeirrbarer Glaube an die herkömmliche Wissenschaft kontrastiert hier noch auffälliger als im „Urania"-Aufsatz mit dem revolutionären Charakter des Eruierten. „Forschung" ist die vielbeschworene Absicht (vgl. S. 205), eine moderne Forschung zwar, aber, in ihrer unangefochtenen Positivität, ihrem affirmativen Impetus, keineswegs weniger blind als der ‚Forschungsgeist' traditioneller Disziplinen, der das theoretische Vermögen der Universitäten schon beinahe sprichwörtlich ruiniert hat. Noch eklatanter wäre der Widerspruch zwischen Wissenschaftshaltung und inhaltlichem ‚Bekenntnis', gäbe es als Vermittlungsinstanz nicht den Strukturalismus, der, alles andere als bloß eine ‚Schule', der neue Transzendentalismus vielmehr der modernen Wissenschaften ist. Dank seines methodischen, inhaltsarmen, entpolitisierenden Rigorismus und Universalismus garantiert der Strukturalismus einerseits Wissenschaftlichkeit. Andererseits rückt er noch das Fernste in die Reichweite von Bekenntnissen. Auch das frühgeschichtliche Matriarchat ist uns dank der universalen strukturalistischen Ordnungsbegriffe nah, so wie uns schon die Indianer nah sind nebst allem, was fern ist, und so wie wir uns selbst nah sind, sofern wir nur anerkennen, daß wir uns im Grunde so fern wie die Indianer sind. Fragt sich nur, was diese auf eine unüberwindbare Ferne gegründete Nähe für die gesellschaftliche Interpretation der Gegenwart bringt.

Fragt man sich nach dem ideologischen Anliegen des Strukturalismus, so müßte man am ehesten die Entzerrung der gesellschaftlichen Widersprüche nennen, ihre Entzerrung in Formationen des Nebeneinander, der Nähe und Ferne, der Ähnlichkeit, des exotischen Andersseins, der reizvollen Variation. Diese Ideologie ist keine selbständige Schöpfung, sondern der Reflex der Theorie auf die wirkliche moderne Unzugänglichkeit der gesellschaftlichen Widersprüche. Für diese Unzugänglichkeit – die noch die eigene, mühsam erworbene, politische Identität zu einer entfremdeten Position macht – Begriffe anzubieten, ist die ideologische Absicht des Strukturalismus: ‚Transformation' für die Lähmung des gesellschaftlichen Bewußt-

seins nach der ausgebliebenen Revolution; ‚Konstellation' für die imperialistische Gleichzeitigkeit der Kulturen; ‚Struktur' als Maßstab und Instrument des Gleichmachens. Auch wenn Heide Göttner-Abendroth Strukturalisten – z.B. Lévi-Strauss – im einzelnen kritisiert, so läßt sie doch jede Auseinandersetzung mit der Theorie vermissen. Im Gegenteil scheint ihr die Erforschung der „inneren Struktur des Matriarchats", seines „Strukturschemas", „Strukturmusters" und der „Transformationen des Systems", der „Regelmäßigkeit dieser Transformation"(S. 206) die einzige „Matriarchatsforschung auf wirklich wissenschaftlichem Boden" (ebd.). Dank ihrer, wie mir scheint, ebenso bewußtlosen wie emphatischen Option für den Strukturalismus setzt sie sich freilich dem Verdacht aus, an dessen, alles andere als am Widerstand orientierten Absichten wie immer bewußtlos teilzuhaben. Mythos und Ordnung: Das ist immer noch eine, und zwar die avancierteste, Formel für bürgerlichen Imperialismus, der fremde ‚Mythen' adaptiert und sich selbst zur ordnungstiftenden mythischen Zentralfigur stilisiert. Ich denke, daß auf diesem wissenschaftlichen Feld für den Feminismus nichts zu gewinnen ist. Jedenfalls nicht für einen Feminismus, der entschlossen ist, das bisherige Ausgeschlossensein der Frauen aus dem Wissenschaftsbetrieb als die Chance seiner radikalsten Kritik zu nutzen.

Verena Schuster

Vorsicht Mythos – Zum Beispiel der Mythos vom Matriarchat

I. Unsere tägliche Praxis

Mythos, zu deutsch Erzählung. Reden wir von Mythen, brauchen wir nicht bei den alten Griechen stehen zu bleiben. Unser eigener Alltag ist voll davon. Auch voll von Matriarchatsmythen. Da sind zum Beispiel feministische Mythenträume voller Lust und Liebe und „Neuer Mütterlichkeit". Gleichzeitig registrieren wir die wachsende Konkurrenzlast eines immer enger werdenden Erwerbsarbeitsmarktes; die Wirtschaftslage wird als „äußerst labil" beschrieben und die Bundesregierung muß sparen. Beim Sozialen zuerst, und Mutter soll verzichten.

Und Mütter tun es. Je schwieriger die Bedingungen, je mühsamer es für sie wird, das „Natürliche" mit dem Erwerbsleben unter einen Alltagshut zu bringen, desto eher scheinen sie bereit zu glauben, ihr Rückzug geschehe freiwillig. In einer Welt, in der Geldwert das Sozialprestige bestimmt, läuft das aber nicht ohne Konflikte. Als, im Grunde unfreiwillige, „Nur"-Hausfrauen müssen sie möglicherweise Bedürfnisse verdrängen und ihre Gratisleistungen am Kochtopf irgendwie aufwerten. Das Bild der großen, familienbeherrschenden Mutter bietet sich an.

Unter Umständen hilft auch das verführerische, passagenweise eng an die Sprache der autonomen Frauenbewegung angelehnte, familienpolitische Mythenpapier der CDU-Sozialausschüsse. Es ist rasch unter dem Namen unseres derzeitigen Arbeitsministers Norbert Blüm bekannt geworden. In solidarischer „Brüderlichkeit" sorgt man sich dort allerdings weniger um die Frauen als um gesellschaftstragende Werte wie Liebe, Güte, Zärtlichkeit, die Bereitschaft zu hegen und zu pflegen, verzichten und versorgen zu können. Die angeführten Wesensmerkmale werden natürlich und ausschließlich Müttern zugeschrieben. Ihre „Heimat" ist die durch Artikel 6 unseres Grundgesetzes geschützte Ehe und Familie. Für die idealtypischen Merkmale eines modernen Ehemannes und Vaters gibt es nur wenige Worte. Er ist ein mitleiderregend-„robuster", weitgehend „nur an Leistung orientierter Erfolgsmensch".

Das hofierte Mutterherz kann höher schlagen. Denn das Zauberwort, das heraushelfen soll aus unser aller Jammertal voller Zukunftsangst, Konkurrenz- und Verteilungskämpfen heißt „Mütterlichkeit". Ein wenig Umverteilung der Gefühle innerhalb der Familie wird empfohlen. Damit unsere Gesellschaft etwas humaner wird. Bestimmender Maßstab bleibt jedoch die „Welt des Mannes". Von daher erfährt jeder emanzipatorische „Spielraum" seine „natürlichen Grenzen".[1]

Das sogenannte Blüm-Papier ist austauschbar, das konstruierte Modellbeispiel könnte auch anders erzählt werden. Aber das brächte im Prinzip wenig Neues. Hier kommt es mir viel-